

Wach ein Trost.



Ich muß in den sauren Apfel beißen und den alten Meyer heirathen. Na, Dir als Vegetarierin kann das doch nicht so schwer fallen.

Czistenjoren.



— Jehn Jahre haben sie mir draufgebrannt — diese Ewigkeit — wie wird denn so ein Selbstmord ausseh'n, wenn ich wieder 'raus-komm!

— Gute Vorbereitung. A.: Ich denke, Ihr Junge sollte studiren, er ist doch so dichterisch veranlagt? B.: Soll er auch noch, aber 's ist schon besser, er lernt erst drei Jahre praetisch, und darum hab' ich ihn nem Schmied in die Lehre gegeben.

Schlau!



A.: 2000 Mark hast Du für Dein abgebranntes Häußl bekommen; ist das nicht sehr wenig? B.: Das erstmal kann man doch nicht gleich so unverkündet sein!

— Von der Schmiere. W.: Du, der Geld fängt ja an, seinen Woznoloz noch mal herzugeben! A.: Ja, es ist vorhin ein alter Stiefel auf die Bühne geworfen worden, und da wartet der Mann nun auf den andern.

In der Verlegenheit.



Freund: Ich glaube gar, Du pupst die Schuhe Deiner Frau? Pantoffelheld: Ja, 'm der Doktor hat mir Bewegung verordnet.

— Schlaue Richter (zum Gauner): Sie liehen sich einen Anzug vorlegen, und brannten mit ihm ins Menschengewühl der Straße durch? Warum haben Sie aber erst von den fleibig Maden, die er kosten sollte, gehandelt, bis auf fünfzig Mark? — Gauner: Nun, kann er heute mehr Werth als fünfzig Mark an-geben?

Die strenge Mama.



Mutter (zu ihrem kleinen Sprößling): Aber, Hans, wer wird die Reine auf den Tisch legen, ich Dir wenigstens von dem Fräulein was die Stiefel ausleihen!

Frauenth.

Romelle von Emil Mariot.

Seit vierundzwanzig Stunden war Robert Hart so verstimmt, wie er's noch selten in seinem Leben gewesen. Seit er den Brief seiner Schwester gelesen hatte. Einen sechs Seiten langen Brief. Mein Gott! Wenn man in Welt lebt, ein wohlhabendes junges Mädchen ist, das nichts zu thun hat und nicht recht weiß, was anzufangen mit dem lieben langen Tag, findet man zu Allem Zeit. Auch zu sechs Seiten füllenden Briefen. Daran war also nichts Besonderes und kein Grund zu anbauender Verstimmung. Die achtzehnjährige Hilba schrieb dem „sein Jahre älteren Bruder wenigstens einmal wöchentlich solchen Brief nach Wien. Sonst hatten die Briefe des jüngsten Schwesterchens ihm Freude gemacht. Aber diesmal — war's eine andere Sache. Und das Verstehe man, daß man nicht hätte ahnen können, was am Schluß im Postscriptum kommen würde. Denn natürlich war ein Postscriptum da. Hilba hatte immer noch etwas nachzutragen. Fünf-einhalb Seiten das harmloseste Geplauder. Und nach dem obligaten Schluß mit Grüßen und Küßen 'as niederträchtige P. S.:

— Doch ich's nicht verzehe, wenn ich hätte es beinahe verlesen: Deine Ehemann, Fräulein Hedwig Berner, hat einen Freier! Nicht von hier, versteht sich. Hier weiß man ja, daß sie für Dich schwärmt, und das schreid' alle (so weit man in dem Reife von „allen“ reden kann, denn die ledigen Männer sind an den Fingern her-zuzählen) — also, das schreid' alle ab. Trengend ein Verwunderter müttellicher Seite. Ein Onkel oder Vetter zehnten Grades. Lebt irgendwo am Rhein. Hat die Verlobten in Welt auf-gewacht und sich bei dieser Gelegenheit in die schmachtenden Blauaugen Deiner Ehemann vergriffen! Ein Wittvoher mit ein paar Kindern. In guten Ver-hältnissen. Auch sonst kein über Mann. Stattdessen, hellblond, mit strammer Haltung. Die Alte erachtl' den demselben Gesicht. Und selbe Dir vor-liefere Mutter ärgert sich doch dar-über! Sie findet, daß Hedwig Dir hätte „treu“ bleiben sollen. Was das er-scheint mir tomsich. Es war ja nie was Ernsthaftes zwischen Euch, nicht wahr? Und gar von Deiner Seite! Nach meiner Ansicht thut sie gut, wenn sie ihren Wittvoher nimmt, an den Rhein zieht und Dich vergißt! Du hättest sie ja doch nie geheiratet, weil ich Dich kenne. Du wirst überhaupt nicht be-rathen. — Schluß!

Was dieses kleine Mädchen nicht alles tust! Und wie rasch sie mit ihrem Urtheil fertig war: Das erscheint mir tomsich. Nichts Ernsth's zwischen Euch. Du heirathest überhaupt nicht! Solche Wünsche sind wirklich ganz unanständig eingebildet. Er ärgerte sich seit vierundzwanzig Stunden über Hilba.

Aber auch über Hedwig Berner. Oder nein: das Wort paßt nicht auf sie. Es war etwas viel Schlimmeres als bloßer Ärger und that auch viel mehr weh. Seine Mutter, die ihn tausendmal besser konnte und auch tausendmal klüger war, als das Gän-schen von einer Schwester, hatte nur zu recht: Hedwig hält ihm treu bleiben sollen, treu bleiben müssen. Das stand fest.

Er kannte sie seit Langem. Sie war fünf Jahre jünger als er und ihm immer lieb gewesen. Schon als Kind, als sie noch kurze Kleiderchen und einen biden, ihr über den Rücken hängenden Popf trug. Schon damals hatte sie für den hoch aufgeschlossenen Studenten geschwärmt. Und damals hatte er sie oft seine „kleine Braut“ genannt. Seitdem waren mehr als zehn Jahre verfloßen. Er hatte Welt verlassen und lebte seit Jahren in Wien. Aber er kam oft in sein Vaterhäuschen, und wenn er dort war, suchte er Hedwig und ihre Mutter auf. Sich binden! Er „erklären“, wie man's nennt? Nein, das war ihm nie eingefallen! Aber ein so süßes Empfinden war's, zu denken: Sie wartet darauf. Sie wartet auf Dich. Wenn Du kommst, ist es ein Fest für sie, und wenn Du gehst, ein Schmerz! Immer las er in den sanften, blauen Augen dieselbe Frage: „Wißt Du diesmal sprechen?“ Und beim Abschied, wenn sie ihm zögernd die Hand gab, dieses wehe Zucken um den feinen Mund, diese schlecht verhehlte Enttäuschung im erbleichenden Gesicht, in den wie von Thränen verunkelteten Augen! Alles das hatte ihm unglücklich wohlgethan.

Freilich: wenn er wieder in Wien war und da ein flottes Jungesellenleben führte, war ihm Hedwig oft ganz und gar einschüßend. Doch plötzlich hatte er wieder an sie gedacht und sich nach ihr geseht. Nach ihrer sich immer gleich bleibenden Anbetung, ihrem stillen Warten auf ihn, nach dem halb hoffenden, halb bangenden Blick, der ihn zu empfangen pflegte, wenn er sie nach kurzer oder längerer Trennung wieder sah. Und so selbstverständlich war es ihm erschienen, daß es immer so bleiben, daß er es immer finden, sie immer auf ihn warten, ihn immer mit banger Hoffnung kommen und mit schlecht verhehlter Enttäuschung schei-

den sehen würde. Und jetzt mußte er erkennen —

Ja, was denn eigentlich? Daß sie „auch nicht besser war als andere Mäd-chen“? Das hatte er sich zum Trost eben sagen wollen. Aber es stang ihm selbst zu läppisch. Er mußte etwas ganz anderes erkennen. Daß er ein Narr gewesen war und obenrein ein heillosen Egoist. Seit einer Reihe von Jahren hatte er sie zum besten. (In dieser Stunde konnte er sein Verhalten wieder sie nicht anders benennen.) — Hatte sie bald hoffen und bald wieder fürchten, sich sehnen und grämen, sie harren und warten lassen, und diese stille, tiefe Mädchenliebe mit all' ihrem bitteren Weh als etwas sehr Angenehmes empfunden, ohne sich jemals zu fragen, wie ihr dabei zu Muthe war. Und jetzt wunderte er sich noch, daß sie ihm nicht „treu“ geblieben! War's nicht vielmehr ein Wunder, daß sie so lange ausgeharrt und ihn nicht längst schon satt bekommen hätte? Was war denn so Besonderes an ihm? Warum sollte gerade er unerträglich sein? Warum sie nicht einen anderen lieb gewinnen kö-nen? Was war ja so natürlich, so ein-fach, so selbstverständlich! Er entsann sich, daß seine Mutter einmal zu ihm gesagt hatte: „Du stielst mit diesem Mädchen. Das ist unrecht von Dir, denn sie hat Dich wirklich gern. Das sieht man ja! Mach' ein Ende oder mach' Ernst!“

Ein Ende oder Ernst machen. Er wollte es thun. Jetzt noch. Verheirathet war sie ja noch nicht. Es war noch Zeit. Und rasch entschlossen lief er auf's Telegraphenamt und ließ an seine Mutter beschreiben: „Komme mit dem nächsten Zuge. Robert.“

Direkt vom Bahnhofe eilte er in Hedwig's Wohnung. Er hatte eine ganz entsehlige Angst, daß er zu spät kommen, etwas veräumen, sie nicht mehr finden könnte. Seiner Mutter war er sicher. Die lief ihm nicht davon. Und so konnte er sie ruhig warten lassen. Auch hatte er kein Verlangen, Hilba zu sehen, der er noch immer zürnte. Warum hatte sie ihm nicht schon früher, nicht gleich geschrie-ben? Warum so lange verzögert? Er war mühsend auf sie.

Gottlob! Mutter und Tochter waren zu Hause und „sitzen bitteln“. Er hatte sich durch die Magd anmelden lassen. Und so trat er nach leisem Klopfen ein. Nicht so siegesbewußt wie sonst. Vielmehr zaghaft und schüchtern. Und sie empfingen ihn auch anders als sonst: die Mutter mit einem unangenehm schadenfrohen Lächeln, die Tochter mit erntem, fremdem Blick. Keine Freundlichkeit, keine Bangigkeit. Nichts. Alles wie ver-wohlt!

„Was verschafft uns die unerwartete Ehre?“ begann die Mutter und sah ihn von der Seite an. „Wir hatten doch nicht im Traum daran gedacht, Sie so bald wieder zu sehen!“

Er stammelte irgend etwas von pöplischem Heimweh, pöplischer Sehnsucht nach den Seinen — Mutter und Tochter ließen ihn stam-meln und sagten kein Wort. Hedwig fuhr fort, an einer Handarbeit zu sticheln, und die Mutter blühte ihm un-verwandt in's Gesicht. Eine Pause trat ein. Er sah in unbehaglicher Hal-tung und fing an, vom Wetter zu sprechen. Von Wällen und Redouten. Und schließlich erkundigte er sich so nebenbei, was es hier Neues gebe.

Sie hatten die Frage kommen sehen. Wenigstens die Mutter. Das merkte er ihr an Gesicht an.

Hedwig mag Ihnen davon erzäh-len, sagte sie. „Wollen Sie uns die Ehre erweisen, eine Tasse Kaffee mit uns zu trinken?“ Bei diesen Worten hatte sie sich vom Sofa erhoben. „Sie will mich mit ihr allein las-sen,“ dachte er wie erlöset. Und mit leidenschaftlicher Bereitwilligkeit bot er eine Tasse Kaffee. Der Kaffee sei seine Passion. Nichts gehe ihm darüber. Die kluge Mama lächelte abermals und begab sich mit einem bedeutungs-vollen Blick auf das gefenkte Blon-dhaar der Tochter, die noch immer an ihrer Handarbeit stüdelte, nach der Küch'e. Sie waren allein.

„Legen Sie das Zeug beiseite, Hed-wig,“ bat er. „Was ist geschessen?“ Sie ließ die Handarbeit in den Schooß sinken. „Was soll geschessen sein?“

„Sie haben sich verlobt, nicht wahr?“ rief er bebend heraus. Jetzt erst hob sie den gefentten Kopf und blickte ihm in die Augen: „Noch nicht. Es hat jemand um meine Hand angehalten und ich habe mir Bedenkzeit ausgedenkt. Das ist alles.“

Er athmete auf. Sie war noch nicht verlobt. „Und sind Sie schon — haben Sie schon — wissen Sie schon?“

„Die Mutter will, daß ich Ja sage,“ unterbrach sie ihn ruhig. „Aber Sie?“ rief er mit Heftigkeit. „Ich will wissen, was Sie wollen!“

„Warum wollen Sie's wissen? Sie haben sich doch sonst nie um mich be-tümmert!“

„Nie? Hab' ich Sie nicht immer be-sucht, wenn ich nach Wien kam? Ihnen nicht regelmäßig geschrieben?“

„Ja, Anstichkarten, auf denen nichts stand als ein Kreuz,“ fiel sie ein. „Und Ihre Besuche? Du lieber Gott!

Gebendet.



„Sie sind überführt, diese Dame am helllichten Tage geküßt zu haben Was können Sie zu Ihrer Entschuldigung vorbringen?“ „Daß mir die Sonne grad ins Gesicht schien.“

— Verschnappt. „Das Pferd ist Ihnen auch mitverbrannt?“ — Bauer: „Natürlich, 's war ja auch mitverschütt!“

— Uch ein Opfer seines Verufs. „Der Meier hat's hart: er glaubt, einem unfehlbaren Mittel gegen den Regenjammer auf der Spur zu sein und trinkt sich deshalb jeden Tag einen Rausch an, um am nächsten Morgen seine Katerstudien machen zu können.“

— Wie bu mit, so ich dir. „Wert' dir's Franzl, wer seine Eltern nicht ehrt, der wird an seinen eigenen Kindern Trübs erfahren.“ — „Mama, dann müßt Du auch nicht das beste Kind gewesen sein.“ — „Zimmer unzufrieden. Handlanger (beim Bau eines neuen Zuchthaus, zu seinem Kollegen): Wir müssen uns plagen und die schönen Zuchthäuser bauen, und andere dürfen hinein!“

— Beim Wegegehen sagte er zu Mutter und Tochter: „Aber schreibt dem Herrn von Rhein nur gleich heute den Aufgabebrief. Er soll seine lästigen Episteln an Hedwig sofort einstellen. Und morgen wollen wir im Hause meiner Mutter ein solennes Verlobungs-fest feiern. Und dann wird so bald wie möglich getraut. Ich muß sicher sein, daß Du mir gehörst, Hed-wig. Mir liegt die Angst noch in den Gliedern.“

Als er fortgegangen war, blickte die Mutter ihre blonde Tochter lächelnd an: „Na, war mein Rath nicht gut? Mit dem geduldbigen Daffien und Haren und Schneigen kommt man nicht vorwärts. Was die Männer sicher zu haben wöhnen, schäßen sie nicht und das reißt sie nicht, mein Kind. Angst müßt sie tragen, daß sie's verlieren könnten! Strengt muß es ihnen gemacht werden, Eiferstuch muß sie aufschälen. Jetzt hast Du ihn. Ohne diesen Küllter wäre der verheiratete Herr in Ewigkeit nicht aufgemacht!“

„Aber soll ich ihm nicht sagen —?“ fragte Hedwig schüchtern. „Ne, und nimmermehr. Laß ihn dabei. Auch in der Ehe. Auch, wenn Ihr einmal die silberne Hochzeit feiert. Nur keine Wahrheit zur Unzeit, Kind! Du hast ihn wirklich lieb und das ent-schuldigst alles. Einfangen darf man die Männer. Aber es ihnen gelassen, daß man sie eingefangen hat, darf man nicht. Hab' ihn lieb und mach' ihn glücklich! Das genügt. Und be-herzige meinen Rathschlag: Sag' ihm nie etwas davon. Du wirst es be-reuen!“

Hedwig nahm sich vor, der Mutter Rath zu befolgen und dem Verlobten nie, auch in späterer Zeit, dem Gatten nie zu bekennen, daß der Herr von Rhein zwar dagesessen war, doch nie-mals um ihre Hand angehalten hatte.

— Durch die Blume. Er (beim Mittagessen): „Du hast heute selbst gekocht, liebe Frieda?“ Sie: „Ja, lieber Otto, warum merkt Du das?“ Er: „Ich erkenne Deinen häus-lichen Sinn, die Brädel find collosal! dauerkraft.“

— In m Kurort. Herrgott, Sie denn solange geblieben? Das muß wohl ein amerikanischer dem Exirinen geteilt und dann die Kleider wechseln müssen. — Prinzipal: Thun Sie ein anderes Mal so etwas in Ihrer freien Zeit und nicht während der Geschäftszeit! — Boshafi. Sie meinen es nicht ernst, Herr Doktor. Ich sage Ihnen, daß ich krank bin, und Sie antworten mir, daß ich nur der Ruhe bedarf. . . und Sie haben nicht mal meine Zunge angelehen.“ „Ich bin sicher, daß Sie erst recht der Ruhe bedarf.“

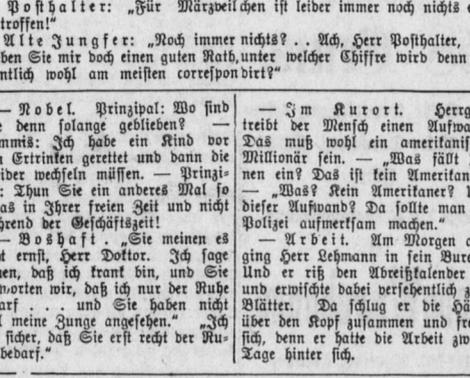
— Im Kurort. Herrgott, Sie denn solange geblieben? Das muß wohl ein amerikanischer dem Exirinen geteilt und dann die Kleider wechseln müssen. — Prinzipal: Thun Sie ein anderes Mal so etwas in Ihrer freien Zeit und nicht während der Geschäftszeit! — Boshafi. Sie meinen es nicht ernst, Herr Doktor. Ich sage Ihnen, daß ich krank bin, und Sie antworten mir, daß ich nur der Ruhe bedarf. . . und Sie haben nicht mal meine Zunge angelehen.“ „Ich bin sicher, daß Sie erst recht der Ruhe bedarf.“

— Arbeit. Am Morgen aber ging Herr Lehmann in sein Bureau. Und er rih den Abreißkalender ab und erwischte dabei versehentlich zwei Blätter. Da schlug er die Hände über den Kopf zusammen und freute sich, denn er hatte die Arbeit zweie Tag hinter sich.

— Resignation. Junger Chemann: „Was ist denn noch in der Schüssel?“ Junge Frau: „Eine Ueberdofung für Dich.“ — Ehe-mann (gefah): „Für mich gibst' keine Ueberdofung mehr!“

— Abergläubisch. Staats-anwalt (zum Gauner): Sie wurden doch erst vorgelesen entlassen und sind schon wieder da? — Gauner: „Ich hab' mir's gleich denkt, daß es nicht lang dauern wird; wie f' mich 'haus-gelassen haben, ist mir zuert' a alles Weib begegnet!“

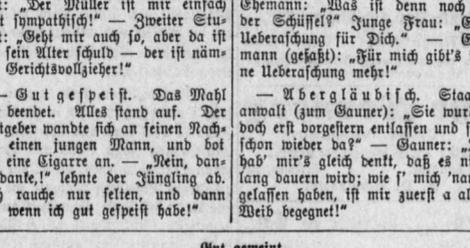
— Gut gemeint. „Wenn S' net wiff'n, was S' mög'n, Herr Nachbar, dann lass'n's Schna an Handbraten geb'n — do is von allem a bist drin!“



Posthalter: „Für Märzpeilchen ist leider immer noch nichts ein-etroffen!“



Alte Jungfer: „Noch immer nichts? . . Ach, Herr Posthalter, da geben Sie mir doch einen guten Rath, unter welcher Chiffre wird denn ein-gentlich wohl am meisten Korrespondenz?“



— Uch ein Opfer seines Verufs. „Der Meier hat's hart: er glaubt, einem unfehlbaren Mittel gegen den Regenjammer auf der Spur zu sein und trinkt sich deshalb jeden Tag einen Rausch an, um am nächsten Morgen seine Katerstudien machen zu können.“